Die Bernerbauern im Kanton Luzern

Autor(en): **Fankhauser, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 41

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643581

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Am Vieri scho ist's fiyster gsy,
Chuum daß no d'Wyber gseh für d's Dampe;
Mareili, zünd't ne doch e chly,
Ist ächt ke's Oel meh i der Lampe?
Das bruucht ech Gläser u Petrol
Glaub ganzi Chisten u Fässer voll.

Am Morge harzet's au e so,
Kes Sunnesträhli wott cho grüeße;
Am Siebni ist es fiyster no,
We d'Schuelerbursch scho uf de Füeße;
U d'Stalllaterne brönnt no gäng,
Die längsti Nacht ist würklig läng!

Itz ist es gnue, itz het's sie dräiht,
U d's Wiehnechtchindli luegt dür's Fäister,
Dä Morge hets der Güggel g'träiht:
Nei, Finsterniß, du wirst nit Meister!
Es wachst der Tag, es churzet d'Nacht,
U d'Sunne chunnt mit ihrer Pracht.

Drum wenn es wieder nachte will
Und wenn de meinst, es well nit tage,
Su häb Geduld u bis mer still
U hör mer über d's Schicksal chlage.
Die Finsterniß het ihri Zyt,
Der Morge chunnt, er ist nit wit.

Man sieht schon daraus, daß das Gebiet seiner Dichtung nicht groß ist; Liebesgedichte hat er aus ehrlicher Ueberzeugung keine veröffentlicht, weil dieser entsetzlich unmoderne Mensch schon verheiratet war; aber auch sonst bleibt er bei den Frühlings- und Wintergedichten, greift irgend ein kurzes Bildchen aus dem Bauernleben heraus, den Predigtgang, das Heuen, die Märitfahrt, verweilt aber mit besonderer Liebe bei den Kindern, denen er manches lustig zwinkende Examengedicht geschrieben hat.

Ueberliest man so dies und das aus seiner Dialektdichtung, so stößt einem so der Gedanke auf, daß manches vollendet hätte werden können, wenn es besser zum Ausreifen gekommen wäre. Wie manchmal wird man nicht an Hebel, an seinen „Hausfreund" und die allemannischen Gedichte erinnert! Aber der Schwabe hatte es ein gut Stück besser. So alle Jahre einmal erschien sein Kalender, mäßig dick, aber dafür inhaltsschwer. Was der brachte, das konnte einen ganzen Sommer hindurch wachsen und reifen und was dann noch nicht vollsaftig wurde, das wurde es sicher im Winter in der Ofenecke. Aber hinter Dürrenmatt stand immer die Zeitung. Die verlangte Leitartikel und weigerte sich, viel Scherenarbeit anzunehmen, die wollte alle Wochen ein gut Stück Geist — und damit nicht zufrieden, verlangte der Kujon allwöchentlich zwei Titelgedichte. Was Wunders, daß sich der Dichter oft genug die Zeit dazu erstehlen mußte. Wie manches wurde nicht im Eisenbahncoupé, mitten zwischen rauchenden Bürgern und tratschenden Marktfrauen geschrieben, für wie manches im Ratssaal die Zeit erstohlen! Da mußten auch die unpolitischen Gedichte unter dieser ewigen Hetze und Unrast leiden. Und nach und nach wurde das Verderben auch fühlbar. Er, der einst stolz das Hochdeutsch abgelehnt hatte:

„Hochdütsch isch de Müüse pfiffe",

der ein trotzig Loblied auf seine Muttersprache sang:

Ueses chärnig Bärnerdütsch,
Nei, das löh mer nid, bim Tuusig,
Schwobedütsch und Nassaudütsch,
Isch de doch e wüsti Muusig, usw.

der ließ nun in den letzten Jahren das Berndeutsch immer mehr zur Seite und griff zum „Schwobedütsch" und „Nassaudütsch". Für seine Dialektdichtungen sind seine ersten Gedichtbändchen, die von 1884—1892, am ergiebigsten; später wird es immer schlimmer. Fühlte er, der nahezu 2500 Gedichte geschrieben hat, daß ihn die Zeitungssprache nach und nach verderbe? In den letzten Bändchen stehen Naturbildchen — schriftdeutsch geschrieben; 1886 schreibt er das Schafscheid-Lied in Guggisbergerdialekt, zwanzig Jahre später schrieb er „Schafschiedgedanken" — schriftdeutsch. „Bärndütsch, das het Trieb u Chraft," rief er 1902; als fünf Jahre später seine tiefgeliebte Frau starb, entstand ein erschütterndes Trauerlied — schriftdeutsch.

Trotz all dieser Mängel: aus der berndeutschen Literatur ist Ulrich Dürrenmatt nicht wegzudenken. Hat der Schalk im politischen Leben stets verneint, als Dichter hat er bejaht. Der Politiker bleibt nicht; der Dichter wird bestehen bleiben. Man würde ihm einen großen Gefallen tun, wenn man die zwanzig, dreißig vollwertigen Gedichte, die er geschrieben hat, aus den Hunderten anderer, die sie heute verdecken, herausgreifen und besonders herausgeben wollte. Es sind nun bald zehn Jahre her, da er starb; da ist es Zeit, den politischen Dichter zu vergessen und den Volksdichter auf den Ehrenplatz zu setzen. Das Guggisbergerländchen vollends hat in ihm seinen eigentlichen Dichter gefunden; neben das Vreneli-Lied gehört ganz sicher auch das Schafscheid-Lied. E. R.

Die Bernerbauern im Kanton Luzern.

Notizen über Entstehung und jüngste Entwicklung der Kolonie.
Von A. Fankhauser.

In den luzernischen Grenzbezirken hat sich im Lauf der letzten vierzig Jahre eine nach Tausenden zählende bernische Bauernbevölkerung angesiedelt, die namentlich in kirchlicher Beziehung, vielfach auch in Sitte, Arbeitsweise, teilweise in heimischer Sprache eine Ausnahmestellung bewahrt hat und zum Studium der bernischen — besser gesagt emmentalischen — Eigenheit wertvolle Merkmale bietet. Veranlassung und Möglichkeit der Einwanderung, Wechselwirkung und gegenseitige Assimilierung der Einheimischen und Ankommenden können Vergleiche über tätige Kraft und Kulturstand beider Bevölkerungen liefern oder auch drohende Schäden und Schwächen aufdecken. Vielleicht kommt auch ein Beweis der Nichtigkeit nationaler und staatlicher Grenzschranken trotz jahrhundertelanger Abschließung heraus, indem sich alle oberflächlichen Verschiedenheiten beider Teile als unwesentlich, teilweise künstlich erweisen, und dort, wo sie „historisch geworden" sind, eben die Möglichkeit „historischen Gleichwerdens" aufweisen.

Die luzernisch-bernische Kantonsgrenze vom Brienzergrat bis St. Urban ist auf der ganzen Länge auch Sprachgrenze. In Huttwil geht der Bauer „gäng no nid hei". In Hüswil, kaum zwei Stunden ostwärts, „eister no nid!" Und fragt man in Gondiswil mit richtigem bernländischem Doppelton mit sinkendem zweiten Teil und offenem O Sô? hört man jenseits der Grenze im singenden Gleichschwebeton mit geschlossenem O Só? Unterschieden sind aber nicht zwei, vielmehr vier Teile. Denn eine weitere Grenze verläuft von Wolhusen über den Napf bis zum Ramisberg an der Emme. Nördlich der Napflinie sagt der Berner: Gäng! Südlich „Geng", wo nicht stadtbernischer Einfluß das Gäng gebracht hat. Nördlich spricht man von „Bei". Südlich von Scheiche! Der Unterschied zwischen Entlibucher und Luzernergäuer ist am besten in der Scherzfrage niedergelegt, wer von den beiden früher Tag habe. Antwort: Der Entlebucher. Denn er sagt: „Es täget, es täget!" Während der Gäuer in der gleichen Zeit herausmürdet: „Es faht afoh taage!" Es ergibt sich, daß die bernische und die Gäubevölkerung mit ihrem langsamen Temperament allgemein den leichtbeweglichen Entlebuchern gegenüberstehen.

Eine natürliche Sprachgrenze besteht nun allerdings, indem die langgestreckten nördlichen Napfausläufer bis in die Gegend von Huttwil, die südlichen bis zur Ilfis, wo sie an den Riegel der Rämisgummenhöhe anschließen, zweifellos die größte Sperrscheide im ganzen mittelländischen Gebiet beider Kantone darstellen. Da aber durch die offene Entlibucherpforte und die Lücke von Huttwil, sowie über die zahlreichen Uebergänge der waldigen Grenzhöhen von

jeher ein lebhafter Verkehr stattfand, der namentlich im Napfgebiet zu einheitlich interkantonalem Sennenverkehr führte, so ist die Sprachgrenze nicht allein aus dem natürlichen Sperrkamm zu erklären. Vielmehr muß der Hauptgrund in der Wirkung politischer Verhältnisse gesucht werden. Wenn wir hören, daß im Jahr 1386 Willisau einer Bernburgerin, der Gräfin von Valangin, gehörte, wenn wir 1375 noch den im Bantigergebiet heimischen und begüterten Peter von Thorberg als Vogt der österreichischen Entlibucher finden, zwei Beispiele aus zahllosen andern, so läßt sich erkennen, wie die Machtsphären beider Stadtrepubliken nach ihrer innewohnenden Expansionskraft wuchsen, bis ihre Leiber aneinander stießen, nicht an natürlichen Wachstumsgrenzen, sondern dort, wo ihnen der andere Halt gebot. Zweifellos ließen sich so viele sogenannte natürliche Grenzen herausfinden, als es Wasserläufe und Bergkämme gibt, wenn sie nur irgendwie verkehrs- oder volksscheidend sind. Wenn die Kantonsgrenzen heute so und nicht anders liegen, so ist ihr Zusammenfallen mit den Grenzhöhen aus dem Kräfteverhältnis der zwei Republiken, das freilich auch durch die verkehrszentrische Lage der heutigen Hauptstädte für ihre Gebiete mitbedingt war, zu erklären, nicht aber aus ethnographischen Gründen, so daß eine jede Stadt die ihr verwandten Bevölkerungen an sich geschlossen hätte. Die Städte schufen sich durch ihre ökonomische, politische, sprachliche, kirchliche Einwirkung diese verwandten Landbevölkerungen erst im Lauf ihrer Herrschaft. Im gleichen Grade, wie dieser Anschluß an die Stadt wuchs, bildeten sich die Sprachgrenzen und alle kantonalen Eigenheiten. Daß beide Bevölkerungen durchaus eins sind und erst durch städtischen Einfluß zwei wurden, geht nicht nur aus einer Reihe gleichlautender Flur- und Ortsnamen, sondern auch aus einer Anzahl in beiden Kantonen vorkommenden Geschlechtern hervor. Einer Kalchteren in der Gemeinde Rüegsau entspricht die Kalchtaren bei Menznau, einer Dreien in Heimiswil „das Dreien" ebenfalls in Menznau; Namen wie Adelboden, Langnau, Buchen, Höh, Höch oder Höhe wiederholen sich in beiden Gebieten mehrmals. An Familiennamen, Müller, Meier und andere gemeindeutsche Berufstitel ausgeschlossen, sind unter andern beidkantonig: Egli, Bieri, Krähenbühl (luzernisch Krejenbühl), Sommer und Derendinger.

Soviel einleitend über die grundsätzlichen Vergleichspunkte beider Gebiete. Es ergibt sich allgemein, daß der größte Unterschied in der kirchlichen Zugehörigkeit, ein geringer in Sprache und Sitte, daneben verschiedene rein durch Politik und Gesetzgebung der Vergangenheit gewordene, nur oberflächlich haftende. Die Gleichheit beider dagegen ist augenfällig in Allem, was den Volkscharakter wirklich angeht. Es fragt sich nun, warum eine bernische Bauerneinwanderung nach Luzern, und nicht umgekehrt, stattfand, warum das Gerede von der bäuerlichen Bestimmung des Berners und der Landunlust des Luzerners entstehen konnte, wieso der Aufschwung der luzernischen Landwirtschaft mit der bernischen Einwanderung zusammenfällt, welche Rolle die Einwanderung in der Gegenwart spielt und welche Zukunft ihr beschieden ist.

Untersucht man die Familiennamen und Heimatorte der ankommenden Berner, so dominieren die Truber, Schangnauer, Langnauer, Sumiswalder, Eggiwiler, Eriswiler und Huttwiler. Da sind die Ramseier, Fankhauser, Gerber, Habegger, Wüthrich, Dreier, Stettler, Salzmann, Minder, Loosli, Bieri, Scheidegger und andere. Daneben kommen Kupferschmied und Roth vom Buchholterberg, Trachsel vom Simmental oder Riggisberg, vielleicht ein versprengter Guggisberger vor. Die Hauptmasse aber kommt aus den genannten Grenzgemeinden. Eine Statistik existiert nicht, man ist auf eigene Beobachtungen, vielleicht Aufzeichnungen eines interessierten Diasporapfarrers oder Lehrers und auf die ungefähre Abschätzung nach der in den Volkszählungstabellen angegebenen Zahlen der luzernischen Protestanten angewiesen. Die geringe Zahl von Städtern, Beamten und etwa aargauischen Grenzbewohnern abgezählt, bleiben schätzungsweise immerhin wenigstens 8000 Bernerbauern.

Richtet man ein Auge auf die Bewegung der emmentalischen Bergbevölkerung, so wird man inne, daß die Auswanderer durchaus nicht nur die luzernischen Gemeinden aufsuchten, sondern die Gegenden der einträglichen Landwirtschaft in der deutschen Schweiz überhaupt, in hohem Maße, mehr noch als den Kanton Luzern, die Amtsbezirke des bernischen Mittellandes. Wollte man die Vorbergler in den Aemtern Fraubrunnen, Bern-Land, Unterburgdorf, Wangen und Laupen zählen — im letzten bezw. die Guggisberger —, man käme auf eine ordentlich höhere Ziffer als in den luzernischen Ansiedlungsgebieten. Ein Blick in Schulrodel, Steuerregister, Kirchhöfe zeigt, daß die Emmentaler überall vertreten sind. Gewöhnlich macht sich die Bewegung so: Oekonomisch nicht allzu schwache, aber zähholzige junge Bauern verlassen ihre Heimat, die nicht Raum genug zum Leben bietet, kaufen einem landmüden, oder kinderlosen, oder verschuldeten Unterlandsbauern das schöne Gut ab, verbessern, was zu verbessern ist und versuchen, das Ziel aller Bauern zu erreichen — erst den Schulden zu entrinnen und wenn möglich schon selbst reich zu werden, oder doch dem Sohne die Wege dazu zu ebnen. Auf diese Weise geht die eingesessene Bevölkerung teilweise zum Proletariat ab, teilweise zum Beamtentum und zu den geistigen Berufen, während die obern Bezirke unmittelbar wenig Material zu diesen landflüchtigen Klassen liefern. Nach einer Generation gehen die unglücklichen oder schwachen oder besonders intelligenten Elemente der Einwanderer ebenfalls diesen Weg der Eingesessenen. (Schluß folgt.)

Der Ritter von Aegerten. [1])

Im Schloß zu Aegerten der Turmwart rief:
„Herr Ritter, aufgepaßt!" — Der aber schlief.

Er rüttelt ihn: „Hallo! Vom Steg herauf
Ein sonderlicher Schwarm und Kriegerhauf!"

Der Ritter dehnt sich: „Laß ihn, guter Mann,
Weil der dem Schlößlein nichts mehr schaden kann!

Kein Huf im Stall und Faß und Scheuer leer.
Ich wüßte nicht, was da zu holen wär'."

Die Ritter reiten grüßend durch das Tor,
Den Schild gesenkt, und einer tritt hervor:

„Wir sind am Ziel. Ermattet Hand und Fuß.
Dem Herrn zu Aegerten vielschönen Gruß!"

Der aber fragt: „Woher?" — Und jener drauf
Schwingt Böhmens Banner in die Luft hinauf.

„Sankt Georg! Was? Ihr seid vom Böhmerwald?"
„Das macht, weil Euer Ruf so weit erschallt!

Uns liegt der Türk im Land mit blutiger Tat.
Der König ruft. Seid Feldherr ihm und Rat!"

Da lacht der Ritter: „Reicht die Rechte mir!
Vom Pferde jetzt! Und — morgen reiten wir!"

Doch als sich andern Tags, behelmt, beringt,
Die kecke Böhmenschar zu Rosse schwingt,

Da sitzt der Ritter rittlings überm Tor,
In voller Wehr, und donnert laut hervor:

„Nach Böhmen — auf!" Und stößt ins Büffelhorn
Und zuckt ins Mäuerlein den blanken Sporn.

Er pantscht und treibt, er peitscht und fuchtelt schwer,
Als ob das Mäuerlein sein Schlachtroß wär'.

Die Böhmen rätseln. — Plötzlich einer schreit:
„Herr Ritter, Eurem Gaule geht's zu weit!

Nehmt meinen hier!" — Die Antwort kam sogleich:
Ein Sprung vom Wall und „Dank, Herr Ritter, Euch!" —

Sie zogen aus. Hell klang der Hörner Ton,
Und kurz danach, da stob der Türk davon.

Hans Wagner.

[1]) Nach der Sage aus Fustingers „Berner Chronik".
Vergleiche in Nummer 39 der „Berner Woche" den Aufsatz „Heimatkunde".